



Vor 800 Jahren:

1134 – 1934

Albrecht der Bär als erster Markgraf in Brandenburg

In der Siegesallee

Am Eingang der Domstadt Albrechts des Bären, Redenholz, ragt die kraftvoll männliche Gestalt des Marxafoten, hoch hebt er den rechten Arm mit dem Kreuz fest in der Faust, und während die Linke sich auf das Schwert stützt, getritt der Fuß das gebrochene Haupt des Herdentums. Darunter stehen die Jahreszahlen 1100–1170, die die Lebenszeit des Helden umfassen. So steht, wie die Vision des Bildhauers Walter Schott ihn sah – die erste Markgraf von Brandenburg am Anfang der großen Reihe der brandenburgisch-preußischen Herrscher als der Beginn des großen Werks, das die Mark in das Deutschtum und Christentum eingefüllte.

Im Jahre 1134 sind es 800 Jahre, daß Albrecht in die Mark kam.

Der Bär kommt in die Mark

Es war im Jahre des Herrn 1134. Im Reiche herüffte der alte Sachsenkaiser Lothar, eng verbunden mit dem kleinen Heinrich dem Söldner, und der Graf Albrecht von Ballenstedt aus dem Hause Askanien batte ihm mancherlei Kriegsdienste erwiesen, ihn auf der Romfahrt begleitet, ihn Anpruhs auf seine Danzbarkeit erworben. Bertholdat gab er ihm endlich auf einem Rüstfesttag zu Gabersee auf 1134 die Nordmark zu Lehen.

Die Nordmark, das war damals nicht viel mehr als ein geographischer Begriff, ein hämor-
ische Streifen Landes zwischen der Elbe und Havel. Unübersehbar breiteten sich die Moore und Sumpfe, aus denen Nebel emporstiegen und sich in den Kronen finstere Wälder ver-
dingen, wenige Siedlungen nur liechen ver-
nen, daß Menschen in dieser Wüste wohnten, einige Städte, wie Tangermünde an der Elbe, Stendal mittin in der Mark, Salzwedel und wenige andere, hatten keine Bedeutung. Brandenburg und Havelberg gehörten nicht dazu.

So sah der Rest der deutschen Grenzmark aus, die einst Karl der Große von den freien Wenden erobert und die der Saec Otto der Große ausgebessert und mit dem Schwarzen Kreuze gekreuzigt hatte. Damals waren die Herren des Reichs bis an die Oder vorge-
drungen, hatten die Bistümer Brandenburg und Havelberg angelegt und ein Bollwerk gegen den Osten errichtet, ein Menschenalter später war alles dies wieder in Summe und Nebel verfunken, und der Begriff einer Nordmark fristete ein kimmerliches Dasein in den großen Weltthänden, in die die deutschen Kaiser verfracht waren.

Als Albrecht ins Land kam, sah er nicht nur die Armut der kaiserlichen Besitzungen,

sondern auch, daß er sich das Land erst mit Waffengewalt sichern mußte. Aber er war eine männliche Natur, ein kriegerprober Soldat, ein Fürst, der an herrschen verstand. Bald ging er über die Elbe, fuhr mit blankem Schwert über die Wenden und eroberte die Prignitz. Er ward stark und mächtig im Lande, und man konnte bald von einer Nordmark reden.

Kampf zwischen Bär und Löwe

Da stand Lothar, und unter dem ersten Staufer Konrad III. begann die Zeit der großen Kämpfe zwischen Staufern und Welfen, in denen Albrecht von Ballenstedt eine große Rolle spielen sollte. Konrad holtete den stolzen Welfen Heinrich und gab sein Land Sachsen dem Albrecht zu Lehen, der doch selbst der Sohn der blonden Sachsenprinzessin Eileide war. Aber wiederum mußte Albrecht sich das Land erstmals erobern. Er verließ die Mark und fiel in Sachsen ein, färbte auch eruest feareich, bis die vereinte welfische Macht Heinrichs des Löwen den Krieg in seine eigenen Erblande trug, seine Burgen und seilen Plätze zerstörte, die Burg seines Ahnen, Askanien, in Trümmer legte und über die Nernburg wegefegte, in der seine Mutter Hof hielt. Es war ein gewaltiges Ringen zwischen Bär und Löwe, in dem dieser obwogte. Albrecht mußte Frieden mit dem Welfen machen und auf einen Preiszug zu Frankfurt feierlich auf den sächsischen Herzogsposten verzichten. Dafür erhielt er seine Erbblüte und die Nordmark zurück.

Dies Umgang Albrechts war ein Glück für die Mark, denn sie wurde an der droben Verbindung nach Sachsen gefestigt und konnte sich frei entwiderset. Das Kaiser gab ihr die Reichsunmittelbarkeit. Das war 1142.

Markgraf von Brandenburg

In Brandenburg, der alten Bischofsstadt Ottos des Großen, sah der Wendenkönig Pris-
tislaw, der auf den Denkmalen in der Sie-
gesallee als eine furchtzerregende Erscheinung, mit wildem Haarkopf, lang wasslenden Bart und mit einem Schaffell bekleidet dargestellt ist, merkwürdigweise in der Gruppe um Albrechts Nachfolger, mit dem er nicht das Geringste zu tun hat, er gehörte vielmehr zum Bären wie Brandenburg zur Mark. Dieser Prislawian war mit seinem mutigen Weibe Petruha zum Christentum übergetreten und hatte sich Albrecht zum Freunde erworben, er sollte auch sein Sohn werden. Als er starb, schenkte Prislaw der Mark seine beweglichen und unbeweglichen Wälder im Siedlungs-
raum zu erscheinen und das Testamant gegen die heimischen Widerläufer zu vollstreichen. Am anderen Tag schon stand Albrecht in Brandenburg, schlug die erschreckten wendischen Gegner

mit scharem Schwert nieder und nahm die Stadt in Besitz. Jetzt nannte er sich Markgraf von Brandenburg. Das war 1150.

Noch einmal mußte er um diese Stadt kämpfen. Der Herzog des Wendenvürstens, der Heveler Jaigo, der in der feinen Burg Coppenbrück an der Spree saß, stand wider ihn auf und trug in Brandenburg ein Mit, möglichst Verteidigung nahm dann auch der Bär der gerade in Sommero eine Kreuzfahrt gegen die Wenden unternommen und den Bischof Otto von Bam-
berg, der auf dem Domtal in der Siegesallee mit ihm vereint ist, unterstürzte, über den Au-
trücker, eroberte Brandenburg zurück und gab dem Wenden an der Havel, wo heute Spandau steht, den vernichtenden Schlag. Die Sage ist bekannt, wie der Geschlagene sich dem Christen-
tum gebeugt haben soll. Er lagte an der Havel entlang, den Bären im Raden. Wenn er eine Furt finden würde, wollte er dem Gott des Siegers dienen. Er stieß sich mit dem Rad und dem schweren Rüstung in den breiten Strom, er schwamm ein Landhorn am anderen Ufer und hängte an jener Seite seinen Schilt als Zeichen der Bekehrung auf. Die Städte heißt heute Schibhorn, und eine Süle erinnert an das Ende des leichten Wenden, der in die Mark eintrat.

Werk des Friedens

Das Schert hatte das Land zu gebrauchen verstanden, lebt zeigte er, daß er auch das Werk des Friedens verstand. Er baute Bran-
denburg und Havelberg aus, der Dom zu Ber-
velberg ist sein Werk, und wie die Mär be-
richtet, hat er auch Bernau angelegt. Dort stand von grauen Seiten her ein Wahrhaus im Walde, wo der Markgraf einst einen Trumf tat, der ihm so gut mundete, daß er beschloß, die Einwohner dieser Markwardshöhe, dann er-
siedelte. Albrecht folterte das Land, Bauern aus den Niederlanden, vor allem Flamen, die gewohnt waren, Sumpfe zu bändigten, mußten das Land gewinnen, ihm den Kern deutlicher Bauernlandes geben. Sie waren vermutlich bei der Umfrage von Köln auf der Spree be-
teiligt. Die Ansäße dieser beiden Siedlungen liegen jedoch im Dunkel, denn 1244 wird der Name Berlin zuerst erwähnt, und mit dem Wappenstein des Bären hat der Name nichts zu tun, denn der Bär wurde erst später als Wap-
pen der neuen Siedlung gewählt.

Der Bär stirbt

Der Bär war alt geworden. 1168 verließ er die Mark, um auf den väterlichen Burg Ballenstedt den Tod zu erwarten. Er traf den Siebzehnjährigen jedoch, nach verbirgten Be-
fehlern in Stendal. Daß er allerdings im Dom zu Brandenburg beigesetzt wurde, ist eine Sage, er ruht im Schloß seines Vaters.

Albrecht war ein echter deutscher Mann, ein mutiger und treuer Sohn dreier Kaiser, aber für die nationale Geschichte ist er mehr: der erste Markgraf von Brandenburg, 150 Jahre nach seinem Tode war die Mark schon völlig deutsch und christlich, war ein Staat ge-
schaffen, aus dem dereinst ein neues Deutches Reich hervorgehen sollte. Dr. G. Hügermann.

Das Bauernhaus in der märkischen Landschaft

Wer unsere märkischen Lande mit offenen Sinnen durchkreist, freut sich an dem Anblick schöner alter Bauernhäuser, die durch ihre praktische Anlage, ihre einfache, zweckmäßige Bauweise und durch funfreie Zimmereverarbeitungen den Betrachter fesseln. Solche Bauernhäuser atmen eben den Erbgeruch der heimatlichen Scholle, sind nicht nach langwiliigen Schonen und Baugelehrten entstanden, sondern vielmehr „gewachsen“, liegen ein in die Umgebung und Landschaft, sind mit einem Wort wohdenständig.

Leider ist aber festzustellen, daß auch bei der Landbevölkerung dieser schöne Sinn für eine einfache, ländliche Bauweise immer mehr verlorengegangen ist. Es ist daher vorstellbar, daß sie diese alten Nebenlieferungen im Bau der Häuser wie in der Einrichtung und Ausstattung allmählich preisgab und dafür vergleichsweise Neuerungen nachstrebe. Eine Verflachung der Bauformen ist die Folge. Man möchte meinen, es sollte sich das erhalten, was sich ein Volk in langer Selbstentwicklung auch in baulicher Hinsicht an Eigenart geschaffen hat, sein Gemeinschaftsgefühl in die Spuren und Wirkungen aller Zeiten zu finden sind. Und doch ist es anders. Nach und nach Neubauten bewegen sich in unverhältnismäßiger Übereinstimmung und heimatwidrigem Tonnen. Alles Bemühungen um Restaurierungen an architektonisch guten heimatlichen Bauten tritt der Sinn für das schöne Alte immer mehr zurück. Kunststil geziemt wie bemalte Häuser, Jahrhunderte lang der Feuerrost entgangen, fallen der Verkümmelung anheim, indem die hochdichten Teile nicht ausgebessert und ergänzt, sondern einfach weggeschliffen und überkündigt werden. Damit verschwindet Stil für Stil unseres eigenartigen Heimat- und Ortsbildes, und wenn dieses „Zusammenrichten“ der alten Häuser in diesem Sinne weiter getrieben wird, kann die Zeit nicht ferne liegen, wo diese Beugen einer hohenholzigen Baukunst verworfen sind und nun in unvollkommenen Wiederaufbauten weiterlebend eine schwere Anklage gegen die vergangene gleichmäandrende Zeit erheben.

Die Notlage des Bauernlandes bildet hierfür keinesfalls die Ursache. Der Grundbedarf ist auch nicht etwa in einer vollständigen Umgestaltung des Lebensbedürfnisses, Sitten und Gewohnheiten zu suchen. Sicherlich spielt die Rauhautigkeit im Bauernhof ebenso nicht die Rolle wie auf dem Gelände der handwerksmäßigen Kunst. Es treten da viel mehr Momente in den Vordergrund, die hier nur kurz gestreift werden können. Man hört vom Bedürfnis der Neuzzeit reden, den Fortschritt städtischen Hauses zu rütteln und mit Strenghaltung die überlebte, altmärkische Bauart der Landbewohner als rückständig zu urteilen.

Der Umstand, daß wir im Beitaile des Verkehrs stehen, blieb auf die ländliche Bauweise nicht ohne Einfluß. Noch vor 50 Jahren brachte es die mangelnden Verkehrsverhältnisse mit sich, daß nicht nur die bauende Bevölkerung, sondern auch die ausfließenden Meister selten fühlung mit anderen Gegenenden behielten. Die natürliche Folge war, daß fremde Einbrüder entweder gar nicht oder doch nur oberflächlich aufgenommen wurden und gegenwärtig nicht mehr in der ländlichen Bauweise zur zweiten Natur gewordene Nebenlieferungen nicht aufzutunnen kamen. Heute, wo jeder Bauer oftmals im Jahre in die Stadt kommt und wo es dem Baumeister Bedürfnis ist sich anderwärts neue Eindrücke zu sammeln, schleifen sich natürlich die überkommenen Baubegriffe mehr und mehr ab und machen einem unfehlbarem Sinn und Geschwanz zwischen den überliefernten Formen einerseits und den andernorts empfangenen Eindrücken andererseits Platz. Nur so ist die bauenswerte Tatsache zu erklären, daß die gefundene

Tradition eines hochwertigsten ländlichen Bauhandwerks allmählich verloren wurde und an Stelle der früheren Schönheit, das Herz erfreuenden Bauart eine nüchterne Schablonenbauweise und durch funfreie Zimmereverarbeitungen den Betrachter fesseln muß.

So ist heute selten ein Ort anzutreffen, der nicht durch einen geschmacklosen Bau bestimmt ist. Wenn im heimatlichen Ortsbild Häuser mehrwertig sind, so sind es meistens Abirrigkeiten, die der Einheitsmechanik und Rationalitätssucht Abbruch tun. Es ist mit der Zeit auf dem Lande vornehm geworden, ein Haus mit einer sogenannten „Fassade“ zu versehen. Ein Teil der öffentlichen Meinung des Dorfes beliebt sogar den Besitzer seines modernen Gebäudes, und doch nimmt sich dieses neben den ländlichen Nachbarnhäusern älteren, heimatlichen Stils meist so absurd aus wie eine Bauernkirche mit Federhut und Glacismauer im Kreise der in schmucker ländlicher Pracht gefestigte Jugend des Dorfes. Solche Häuser finden Nachahmung und verunthalten ein Ortsbild um das andere. Niemand wird es einfallen, Bauernhäuser in den Städten nachzuhauen; Innenraum ist deshalb auch die Verlegung großstädtischer Raummittel.

Unter heimatlicher Bauart will nicht die Bauweise verstanden sein, die unbestimmt unter neuzeitlichen Bedürfnissen nur auf das Alte blickt und als Ideal etwa die Kopie von Bauten aus früherer Zeit hinstellt. Es darf durchaus nicht gelten, daß die Sitten der ländlichen Handwerker mit sich verbreiteten Formen bewegen. Alles Gewordene ist bestimmt der Entwicklung zu verdanken. Deshalb soll auch hier im gegebenen Rahmen dem heimatlichen und städtischen unbedingt Rechnung getragen werden, und moderne Technik wie erprobte Neuerungen sollen gehörigste Verhülfung finden. Nur müssen sie sich in die spezifisch heimatlichen Bauformen eingliedern lassen. Unter heimatlicher Bauweise versteht man deshalb jene Bauweise, die unter Wahrung neuzeitlicher Bedürfnisse dem Vermögen und Charakter, den Sitten und Gebräuchen der Bewohner, dem klimatischen Lage und dem heimatlichen Baumaterial angepaßt ist. Sie darf sich nicht gewaltsam trennen, daß man sich selbst Jahrzehnte für einen herabenden Ort als ungewöhnlich und zweckmäßig heraus- und bringtgelebt hat, muß dem Bericht, den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, den gefundenseinigen und hygienischen Anforderungen genüge leisten und in jeder Hinsicht künstlerisches Gespräge tragen.

Zeitnein das Haus ist, desto überstürzt werden architektonische Details. Es kommt vor allem darauf an, daß zweckmäßiger Grundriß an dem Hause eine gute, einfache Umrisslinie für Gebrauch und in die Umgebung einzufügen. Ausbauteile, Vorhänge u. dgl. haben eine komplizierte Dachgestaltung zur Folge, was die Bauarbeiten und Unterhaltungskosten unnötig erhöht. Eine bewegte Giebellinie verleiht dem Hause schmucken Einbruck und gibt auch dem Straßenbild einen hübschen Aussehen. Der Verlust des Bauernhauses sei einfach. Die saftam befannten Verputztechniken wirken unruhig. Vor allen Dingen ist die Gestaltung des Dachausganges sorgfältig. Wenn man dem Dache einen Gang anbringen will, dann ist er am besten eine flache, Profilrahmung, welche die Hauswand abstützt. Unbedingt wirken die profilierten Überlappen, Türen mit Glasfüllung und schwabachem Gitter, wie sie oft von Schreinern nach schlechten städtischen Muster oder ungelenkender Vorlage angefertigt werden. Eine starke Türe mit einfachen, rechtwinkligen oder abgestuften Füllungen, im Anstrich gehalten wie die Fensterläden, ist billig, prak-

tisch und schön. Füllungen mit stern- oder strahlenförmigem Muster, wie sie gute alte Bauten heute noch vielfach zeigen, sind vorzuziehen.

Ferner ist auf eine hübsche, entspannte Einziehung Bedacht zu nehmen und bei Beplanzung des Gartens mit Bäumen und Sträuchern an berücksichtigen, daß Haus und Garten harmonieren. Eisenstabstiefelungen oder Drahtzaunpfosten wirken lästig. Zweckmäßig und schön sind Holzgäume mit geometrischen Motiven und dahinter gepflanztem niedrigem Gebüsch. Von kurzen Baumstümpfen unterbrochene Gartenmauern erhöhen den Eindruck des Anwesens, kommen aber wegen ihrer höheren Herstellungskosten seltener in Betracht.

Durch die Einschränkung des Heimatschutzes muß schon manches schöne alte Bauwerk vor Verschüttung bewahrt werden. Historische Tot unter dem Kranz der neuen Werke zu erhalten, manche praktische Beispiel einer außen heimatlichen Bauart geben. Solche vorbildlichen Neubauten sind oben neben den guten alten Bauwerken die besten Lehrmittel für die Baumeister und Bauherren auf dem Lande. Sie beweisen, daß der Heimatschutz fortgeführt will, daß er praktische Ziele verfolgt, der Zweckmäßigkeit und Kostenersparnis dient und der ländlichen Bevölkerung einen Anteil an den Errungenschaften der Neuzeit zumutbar, zugleich aber den Charakter einer Landschaft und einer Siedlung erhält.

Märkisches Gold

Märkisches Gold? — Damit kann doch eigentlich nur der goldgelbe Sand des weiten Märkischen Landes des Heiligen Römischen Reichs der Deutschen Nation gemeint sein. Denken Sie aber, daß es nicht wohl ist, wenn nämlich tatsächlich vom märkischen Gold gesprochen werden.

Wenn nämlich Tacitus der berühmte römische Geschichtsschreiber, berichtet, daß unter germanischen Vorfahren das Gold erstmals durch die Römer kennengelernt hätten, so das seinesfalls richtig. Ebenso wenig seine weitere Vermehrung, daß die Germanen mit dem in ihre Hände gelangten Gold nicht viel anfangen wußten.

Heide Behauptungen werden durch die verschiedenen Goldfunde, die im Laufe der Zeit in Deutschland, und zwar besonders im Markt Brandenburg, gemacht wurden, widerlegt.

Es ist nämlich viel zu wenig bekannt, daß der bedeutende Goldberg des nördlichen Europa dem fernen Südsilberlanden der Mark Brandenburg entstammt. Er hat ein Gewicht von 2½ Kilogr. und seine Einzelstücke sind gebogen, gewölbt gearbeitet, wobei sich der Besucher der vorgeschichtlichen Abteilung des städtischen Museums in Berlin überzeugen kann. Er wurde am 16. Mai 1913 bei Übersee gefunden und ist ohne Zweifel germanisches Erzeugnis und ohne Zweifel ein Fundstück.

Anderer germanisches Goldarbeiten, die bei den Funden von Ostringdorf in Potsdam, Kreis Osterhessen, Ladegaard, Kreis Haldensleben, und Boeslunde auf See, Kreis Jutlandia kamen, weisen nämlich eine auffallende Ähnlichkeit mit den Schalen, Ringen und Armbändern des Eberswalder Schatzes auf.

Nichts zeugt dabei von der sogenannten Goldkultur, die Tacitus und andere römische Schriftsteller unserer Vorfahren andichten wollten. Im Gegenteil, die Gegenstände, die hier und da gefunden wurden, nehmen es mit jedem ähnlichen Ereignis der hochfürstlichen Völker des Altertums auf. Besonders Befleißerbar ist auf den acht Goldschalen des Eberswalder Goldschatzes ist an-derwärts auch kaum geleitet worden.

Das gleiche kann von den Goldgegenständen des sogenannten Bettersfelder Fundes,

der 1882 in der Nähe von Bitterfeld bei Guben aufgrund beim Flügen entdeckt wurde, gefragt werden; denn zu seinen Brüderstücken gehört vor allem der viel bewunderte große Goldfisch, dessen Schwangene in zwei Siegeln oder Goldstücke ausfindig und dessen Seitenstelle mit den verbliebenen Tierfiguren funktionsfähig versehen sind.

Auch in Werder an der Havel sind kunstvoll geformte und ziselierte Goldarbeiten gefunden worden, die ebenfalls im staatlichen Museum zu Berlin ausgestellt sind, von denen der am unteren Ende mit Schlangenköpfen verzierte Trinkrüssel am meisten interessiert, weil er Bezeugung für den guten Geschmack und Geschick ist, auch für die Trinkfreudigkeit der Werderbewohner zu damaliger Zeit ablegt.

Sonst sind Goldfunde, wenn auch nicht von großer künstlerischer Werte, in der Mark noch gemacht worden; in Tornow, Klein Landsberg (Barthle), in Klein Egeritz im gleichen Kreis, in Sennenberg, in Bützowmark im Osthavelland und in Beetzendorf in der Oberspreewald.

Wie fanden nur die Germanen der Mark Brandenburg zu dem Gold, das sie für ihre Arbeiten verwandten? — Gab es damals Goldhändler in der Mark?

Die Antwort auf diese Fragen ist schwer, denn sie läßt sich nicht beweisen. In neuerer Zeit ist jedenfalls noch nie Gold in der Mark gefunden worden, auch nicht in kleinen oder kleinen Mengen, aber — es hat auch nieemand daran gefucht. Vieles kann uns unsere germanischen Vorläufer abwehrbares Goldlager in der Mark, vielleicht gemacht, es aus den märkischen Hügeln; wer weiß?

Aber selbst, wenn es nicht so ist, wenn das Gold aus anderen Teilen des Deutschen Reichs kam, so muß die ältere germanische und einheimische Menschen von Gold wußten, das ist doch eine nicht mehr wegzulassende Tatsache, daß wie die aufgefundenen Schmuckstücke bestätigen, daß Gold in der Mark funstvoll verarbeitet wurde und daß gerade hier die besten und wertvollsten deutschen Goldfunde gemacht worden sind.

Gottfried Brodt

suche man in den Gemeinde- und Staatsarchiven. Die ausgeprägte Bürokratie des 19. Jahrhunderts hat fast über jeden Menschen eingehende Aufzeichnungen gemacht. Die Innungs- und Zunftakten enthalten eine Fülle wichtiger Familiengeschichten. Die Universitätsmatrikel, die Adressbücher und die Einwohnerlisten des 19. Jahrhunderts helfen weiter. Hat man dann noch die reichhaltigen familiengeschichtlichen Bibliographien zu Rate

gezogen, dann beginnt man mit der Durchsicht der Kirchenbücher, und es wird leicht bestehende Lücken auszufüllen. Die Pfarrbücher soll immer nur das Getriebe der Förderung sein, das es sich alles Weitere wohlgemerkt gruppieren. Welche Methode der Forscher verwendet, wird abhängen von dem Ziel, das er sich gesetzt hat, und er wird dieser Methode bleibt.

Wie Hermann Löns für das Anerbengericht kämpfte

von Karlheinz Backhaus

Nur wenige Menschen waren so wie Löns begnadet, die deutsche Landschaft und den Menschen, in der sie lebte, den Bauern, in seinem tiefsten Wesen zu erkennen. In der Zeit der immer noch aufwühlenden Industrialisierung, fühlte Hermann Löns manch hartem Kampf für die Einwohnerfeinde der deutschen Bauern. Er brachte es tapfer manche Landaus, wenn es galt, bauernfeindliche Eigentümer zu verteidigen. Immer wieder hat er dem deutschnationalen Volke die Besonderheiten seiner aus der Landschaft erwachenden Kultur vor Augen geführt. Immer war er dabei, wenn es galt, bauerliche Sitte, bauerliche Moral, bauerliches Recht und bauerliche Lebensaufsicht dem Weltinternationalistischen Imperialismus entgegenzuwerfen.

Die Bedeutung bauerlicher Rechtsausübung erkennt, hat Hermann Löns immer wieder darauf hingewiesen, daß das deutsche Bauerrecht nur erhalten bleibt, wenn es als Rechtsstitut seine Anerkennung und Gültigkeit überhält. Mit steigender Imperialisierung erkannte das immer weiter Vordringen städtischen Kapitalismus, der schließlich seine verbaulichen Auswirkungen bis ins Bauerntum hineintrafen ließ. Mit aller Kraft wöhnte er sich gegen diese Entzündung, die nur mit der Vernichtung des deutschen Bauerntums enden konnte. Die größte Gefahr sah Löns — wie viele andere heimatverbundene Deutsche ebenfalls — in der Absehung von den Anerbenern, die erst im nationalsozialistischen Deutschland durch den Reichsbauernführer und Reichsernährungsminister Walther Darre zu einem tiefen gesellschaftlichen Verstand bauerlicher Rechte geworden waren. Aber das Kenntnis der Anerbener sollte die Abschaffung des Bauerrechtts für Deutschlands Bauerntum bringen müsse, schrieb er seine "Drei kleinen Höfe". Meisterlich föhlderte er in ihr die Entwicklung moderner Bauernhäuser, von denen der eine an der Anerbenerstiftshof und der andere moderner Zeitgeist sich singelt. In den Bauern dieser beiden Höfe, Hansburg der eine und Franzburg der andere, häuft uns Hermann Löns zwei Bauern entgegentreten, wie sie so an jeder Zeit und an jeder Stelle deutschen Landes uns entgegentreten können. Hansburg, ein ehemaliger bedachtfamer Bauer, der einen Teil seines Landes für Batax gekauft. Wir sind nun einmal von der langen Zeit und haben uns dabei gut gestanden", so spricht es der Hansburg. Anders der Franzburg, der immer mit dem Mund vorne weg war. Seine Befähigung gipfelt in dem Spruch: "Ich bin nun einmal für den Forstschiff".

Dann kam die Zeit, da man jenseits des Rheins eine neue Menschenwelt schaffen wollte und das Aed von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durch alle Lande ging. Das war dem Franzburg wichtiger als der ganze Bauerhof. Christliche Bauerarbeit war ihm langweiliger Kram und "voneinem der Forstschiffe und der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" möchte er in seinem Testament, durch das jedoch keinerlei Anklage einer einem Teil des Hofes bekannt wurde.

Der Hansburg hatte ebenfalls von den neumodischen Ideen gehört. Aber die Sau, die ferteln wollte, und die Kälberauszücht-

maren ihm wichtiger. Auf seinem Hof blieb alles beim Alten, auch das Anerbengericht. Der älteste Hansburg-Sohn bekam den Hof und seine Güter, während der zweite Sohn, bis sich selber helfen konnten, Bauern fanden, die zwar nicht alle werden, darum wurde der eine Müller, der andere Bäcker, wieder einer wurde Großnecht und heiratete später auf einen anderen Bauernhof. Eine Hansburg-Dotter heiratete ebenfalls auf einen Bauernhof, und einer der Brüder wurde sogar Lehrer. Die vom Hansburgschofe blieben der Bäuerlichkeit treu, und darum steht der Hof noch heute, schwer und würdig, fest im Boden der Bäuerlichkeit.

Anders war die Entwicklung auf dem Franzburgschofe. Schon bald nach dem Franzburgs Tod kehrte die Befreiungsbefreiung ein, und es gelangten die Geisteskrieger in hinterste Unfridenden gezwungen. Einige wollten nicht auf dem Hof bleiben und verlangten, daß der älteste Sohn ihnen den Kaufpreis für den ererbten Teil des Hauses übergeben sollte. Das konnte der aber nicht, und so wurden die Teile des Hofs veräußert, um die Geschäftsspitze aufzufrieden. Was übrig blieb vom Hof, war zum Leben zu schwer, zum Sterben zu viel. In alle Welt verstreut wurden die Leute vom Franzburgschofe und der Zeit von ihnen mußte sie Leben auf Kosten der Gemeinde im Armenhaus verbringen. Lumpenammler war er geworden. „Es lebe der Forstschiff!“ pflegte er zu sagen, und er die wenigen verbliebenen Großbauern vertrat, die ein stabiles Bauerngeschlecht, es sei der Bäuerliche Sitte verlaufen.

Hermanns Vans meisterliche Sprache tut das Ihrige, daß die Tragödie dieses Bauerntums in allen Deutschen Länden, besonders Franzburgs den Leser packt. Wenn auch die Befreiungskrieger Gelegenheitseröffnung besonders frisch herwirtschaft, so läßt sich doch die Weisheit des Sinnes dieser Erzählung nicht verleugnen. Wer als außermärkischer Beobachter durch deutsche Gaue gezogen ist, der findet diese Erzählung in mancherlei Gestalt in Form immer und immer wieder, knifflige, komplexe Darstellung der Geschichte des bauernhaften Hofes ist charakteristisch des deutschen Bauerntums. An ihr können wir aufziehen die ungeheure Bedeutung der nationalsozialistischen Bauernelegierung erkennen, die der Entwicklung aus dem alten unorganisierten Forstschiff entgegenztrat und die deutsche Entwicklung wieder den Gelegen und von Blut und Boden unterwarf.

Wie soll man Familienforschung treiben?

Das Ziel der Familienforschung kann nicht ein Ahnungslosigkeitssinn sein. Wahrhafte und feiner die Nachkommenstafeln in Form von Stammbäumen bevorzugen, die besondere Wert auf den Mannestamm legen, hat unserer Meinung die Wissenschaften nicht widerstanden, daß man jenseits der Ahnenstammforschung zurücktreten muß, um von einer Ära der Ahnenstammtreue fernzubleiben. Die biologisch-kosmische Ausdeutung der Ahnenstammtafel ist relativ gering, aber sie soll ja nur Vorstufe zu etwas Wichtigerem sein. Die trockne Ahnenstammtafel, die Aufzeichnung von Namen und Daten, muss in uns lebendig werden, die Menschen müssen Fleisch und Blut annehmen, Fleisch und Blut ihrer Zeit und in uns neu erleben, und wir sehen dann Gesamtgeschehnisse, erkennen Gesamtgeschehnisse, die Familie und wir finden die richtige Einstellung zur Vergangenheit und zur Gegenwart. Die historischen Hilfswissenschaften, die Herkunftslehre, die Lehre von der Zeitrechnung, die Rechts- und Verfassungsgeschichte und die Grundbegriffe der Geschichtswissenschaften leisten uns bei unseren Arbeiten unerschöpfliche Dienste.

Der Anfänger läßt sich nicht gleich auf die Kirchenbücher. zunächst sammle man nur das, was in der Familie an lebender Tradition vorhanden ist, das gibt gleich einen Begriff von dem Erbgut der Familie und läßt Schluß zu über das, was man von der Forschung noch erworben kann. Man sammle Familienbriefe, Erzählungen von Großmüttern und Tanten, Familienbüchern usw. Dann

Die alte Bäuerin

Sie hat ihr Leben lang geschafft

In Feld und Haus,

Heut sieht sie still im Feierlein,

Sein ruht sie aus.

Sie denkt zurück und streicht am Kleid

Die Hälften fort —

Sieht um sich dann mit hellem Blick

Und spricht kein Wort.

Die Jugend tanzt, die Jugend lacht —

Die hört und sieht

Und summmt begeistert still für sich

Ein Danzlessied.

H. M. Heidrich.

„Hoalt äawer!“

Von Kurt Hinze.

Fahrt nicht, Fährmann!

Die Nacht ist schwarz, und die Wärthe
stirbt an die Buhnen, kost und kost, als
ob der Wasser standolten zu den Mauern
der Fährmühlens, als ob sie emporketteten zu
ihren heiligen hinter welchen die rote Schiff-
fahrt blättert.

Fahrt nicht, Fährmann, denn da hinten,
da kommt es weiß heran. Die Wärthe singt
zu blühen an. So blühen im Sommer die
Margueriten am Damm. Jetzt aber sind es
Eisblüten. Die taumeln und tanzen, wie
im Sommer am blühenden Damm die Fächer
taumelten und tanzten. Fahrt nicht, Fähr-
mann, dein Boot ist schmal, und der Strom
ist groß, und die Eisblumenblumen wollen
sich einhüllen und umkränzen.

Aber er muß doch fahren. „Hoalt äawer!“
so ruft es von drüben. Da steht doch einer
am Stein und hält. Dort drüben ist die
Nacht und die Kälte und auf Meilen kein
Haus, sondern nur Biesen und Biesen und
Wasser. „Hoalt äawer!“ Anfangs war es
noch kurz und horbend. Jetzt sieht es anders
aus und fliegt und langgezogen und am Ende wie
versteinert.

Der Fährmann aber sieht aus seinem Kie-
fernholz und röhrt sich nicht. Er fühlt den
Stoff in die Hand und stiert auf die Scheiben,
hinter denen schwarz die Nacht und schwarz
der Strom steht. Er bohrt die Augen ins
Dunkle, als könnte er etwas vom andern
Ufer erkennen: den Weidenbaum, an dem er
immer seinen Kahn bindet, den Damm, die
Gäppeln. Flattert dort nicht ein weißes Taub?
Winkt dort nicht eine weiße Hand? „Hoalt
äawer!“ Schwach hört sich die Stimme ge-
worden, und die letzten Worte ersterben im
Sturm.

Aber der Fährmann sitzt und röhrt sich
nicht: denn er weiß, daß er zu spät ist. Er ist
mit dem Eisblütenkähnchen die sechs Jahr
in die Märzstürmen, wenn nichts die Eis-
blüten treiben, Stromauf,stromauf zwischen
den Weidenbüscheln umherirkt und nach dem
Fährmann ruft. Vor vielen, vielen Jahren,
als sein Kahn noch nicht weiß und sein Kahn
noch nicht verwirrt war, ist er einmal den
seim heimwehtrüttenden Rufen gefolgt und hat
seinen Kahn durch die Schollen geschwungen.
Über als er dann durch Rot und Tod drüben
war, das war kein Mensch da, sondern nur
die Nacht und das Grauen, und in den Wele-
n des Wehlagens. Und die Eisblüten
rauschten auf der Heimfahrt in seinen Kahn,
wurzeln mit weißen Fingern nach ihm und
wollten ihn mit ihrem Todesblumen über-
schwemmen. Aber er, Weißföhrl, hat
seinen Kahn aufgeschnitten, hat er, im Eisblütenkähn-
chen geklemmt, einen blauen Kleiderflocken. Da
wusste er, wen er in der Nacht gefahren
hatte. Es war die tote Elisabeth, die einst
von der Buhne aus in den Strom gesprungen
war und deren Leib und deren blaues
Weißföhrlschein mehr gefunden hatte.

Dieses Kleid hatte sie getragen, als er sie
zum ersten Male sah. Damit stand sie am
Stege, als er mit seinem Boot, vom fehl-
gefahrener Wärthekähne kommend, ans Ufer
stieß. Sie sah ihm zu, wie er sein Boot seit-
machte, und als er aufstieß, schaute sie ihm
mitten in die Augen. Ihre Augen waren
blau, wunderblau, und um die Pupille
flimmerte ein goldener Strahl von Lichtern.
Als ob sie lange, lange Zeit unter Wasser
reichte sie ihm die Hand, und wie lebhaft
stümplisch gingen sie zusammen zum Dorf
hinauf, das sich an die Wärthekähne hingleit.

Wurde das ein Tag! Er vergaß den Kahn,
der auf diese Karre und weite mit Eis-
blüten hinein in die Biesen, die von Dottergels-
und weißen Blumen überflossen. Klein End
konnten sie findens. Nunmehr wieder Weiden
und Blütenflächen, immer wieder überra-
schende Ausblicke auf die straffenden Weite
des Wassers, immer wieder ein Wind, in
welchen der Wind und die Augen der Welt
nicht hinlachten und sie sich küssten muhten.

Da lagten sie im gelben Graue, und Elisabeth
brachte Arme voll weißer Blüten. Wie sie
den Margueriten trug, wie sie sich in
dem Arm schlägten, wie sie frechelnd ihre
Hände nach ihr schüttete! Weißföhrl, wie
du ausziehst, wenn du Blumen trags!
Als ob dir etwas Kleines und Blondes im
Arm liegt. Elisabeth wurde rot, und sie
laut gedüst und mit niedergeschlagenen Augen
und läpte. Und streute sie Blumen über ihn.
Und las sie sorgsam wieder auf, um sie zum
Kahn zu tragen.

Auf Wiedersehen! Elisabeth! Elisabeth
stand in ihrem blauen Mädchenfeld mit
bloßen Füßen am Ufer und wintete und
wintete, als sich am anderen Tage der Kahn
von seiner Sandbank löste und in die ferne
Weste fuhr, dem großen Meer entgegen.
Auf Wiedersehen, Elisabeth! In vier Wochen
würde sie wieder da, und sie würde sich
mit uns unter uns, unter uns, und mit
Wiesen und unter uns, läppen, haben wir für
immer und fürs Leben! Elisabeth winkte und
winkte. Sie sah, nur noch ein blauer Fleck, als
ob es das Blau der Augen wäre. Noch
immer glaubte er den blauen Händen am Ufer
zu sehen, als schon längst andere Ufer kamen
andere Dörfer auftauchten, andere Hägel-
reihen berührten.

„In vier Wochen komme ich wieder!“
Aber aus den vier wurden acht, aus den acht
zwölf. Der Winter kam, und seine Arme über
den Strom und gab ihm Stille. Weißföhrl
wollte nicht mehr Jahren kann er wieder.
Die nachts schwankte, sang lange tot. Von der
Buhne aus war sie mit ihrem kleinen Kahn
hier in den Strom gefahren, und der Strom
hatte sie beide mit offenen Armen aufge-
nommen und nicht wieder hergeholt.

Er hatte seinen Kahn verlassen und die
Fähre gefaßt, um dem Weisenleben nahe
zu sein, auf dem Eisblütenkähnchen die weißen
Blumen wie ein Kindlein getragen hatte und die
Margueriten über ihn ausgeschüttet hatte.

In den weissen Winternächten hört er
eine Stimme, wie sie über den Strom ruft
und nach Hause will. Wie sie nach ihm ver-
langt und ihn wieder in weiße Blumen
setzen und ihm Frau und Mutter sein will.
„Hoalt äawer!“ so ruft sie ihm nach. Und er
fegt vor seiner Laterne und startet ins Dunkle
auf das Trecken der margueritenweiter-
Schölen. Und hält hier am Kiefernleben und
nicht angestoppt, wird, den Kahn fest
zuhalten und den Leibwärter, die Schollen zu
zwingen. Und er wird doch, daß er einmal
wieder dem Rufe „Hoalt äawer!“ folgen und
fahren und sich von den Blütenmünden der
Eisigen Wärthe einhüllen lassen wird.

Das Rufen wird dann stiller werden.



Der Bellinhhener Kirchturm

hat etwas Sonderbares an sich. Man bemerkt
dieses Sonderbare allerdings erst, wenn man
näher an ihn herankommt. Die Spitze hat an
Stelle des bekannten runden Metallstifts ein
angebutes Etwas. Kein Sonnenfisch
verfärbt sich in ihm, sein Licht geht von ihm
aus. Und doch steht dieses Gebäude als Wahr-
zeichen über dem Dorfe.

Es soll ein Kienstübchen sein. Ein ge-
wohnlicher verhornter Kienstübchen. Nicht
der närrische Einfalls irgendeines Son-
derlings hat ihn an die genialen für gewöhnlich für
Kienstübchen nicht zweckmäßige Stelle gebracht,
sontern folgende Begebenheit:

Es war einmal... Wohlreicher mind-
gerzogener Prinzessin, Herrn und Hunde-
reiterin, Prinzessin geliebt, überwältigt
und Triften des weinen unruhigen Waldes,
der sich damals auf Meilen unterhalb
von Leiden bis weit über das heutige Bellin-
hain hinaus hinjog. Die Kirlin, der der Wald gehörte, töte
auf ihrem Schimmel über Wasserlöcher und
durch hohe Farnwedel und Schlingengewächs;
ohne Weg und Wissen jagte sie einem könne-
reichen Fuchs nach, der sie immer weiter in
das Dämmerdunkel des Forstes hineinzog.

Sie hörte nichts mehr von Hundelärm und
Zagdhornbläsen, und auch die Abendlaute
der Dienstboten brachten nicht mehr die in die-
sem Dienstboten. Sie litt.

Blödig stand da der Kahn mit beseitigten
Rädern und schwante sich um. Und auch die
Kirlin, Dunkelheit rings umher. In ihrem
Zagdhofe hatte sie nichts von dem Hervor-
brechen der Dämmerung gespürt.

Zurück! Über nach welcher Richtung? Sie
wußte es nicht. Sie horchte ... nichts weiter
als der Oktobewind, der in tiefen, bewegten
Rauchsaus durch die Binsel trieb. Sie sauste
wie Nachtstunden hindurch nach einem Ort
dort, immer zäher wurde der Wald, immer
zäher die Ranten, immer unebener, feuchtiger
und vermordeter, der Boden, immer gewittert
und gesprenkelt, Windböen über, die Ge-
steinsverwitterung nach ihrem Körper, der
Boden war bald blärtroll, bald knüttete
er als Sumpf zu ihr empor und der Wind
heult und sang und jaulte mit vielen hö-
hern, toeten Stimmen.

Als sich der erste graue Lichtschein durch
die Krone stahl, war sie mehr tot als lebendig.
Sie sauste weiter. Über je weiter sie wurde der Wald. Dann
kam sie wieder an die Wasserläden und
kumpf Wasserlöcher, die sie vor vielen
Stunden schon einmal traf. Und das Suchen
ging von neuem los. Der Zenger meinte das
Um der Kirlin nach, die in Sündern Stunden.

Sie suchte zwei Tage und Rüdte. Sie
ging nach nach im Sattel. Der Schimmel
schwieg sich trotzdem weiter und weiter. Über
der Wald nahm sie Ende.

Um dritten Mittag stand plötzlich der
Schimmel still. Sie schlug die Augen auf,
die ihr vor Er müdung und Er schwäche schon
zugefallen waren. Das Tier schüttelte sich
an den. Sie glitt hinab und ihre Finger
tafsten nach einem frisch abgehaunten Kien-
stübchen. Sie kniete daneben und sahte über
ihm toten Ding ihre Hände Menschen! Men-
schen in der Nähe!

Sie rief. Da sah sie auch schon die ersten
metalleneigigen Wesen hinter dem Wald.
Kirlinen. Sie waren ihr von ihrem Mittagsmahl
und wießen dir Weg.

Nach wenigen Tagen kamen fremde Ar-
beiter und Wagen in das Dorf Bellinhen,
aus dem die Waldbarbeiter stammten, und ein
rüstiges Schaffen und Freuden begann. Die
Kirlin lebte aus Dankbarkeit für ihre Er-
rettung in Bellinhen eine Kirche bauen. Den
Kienstübchen aber, den sie als erliches Rettungs-
zeichen gefunden hatte, ließ sie als Turm-
spitze auf das Gotteshaus bringen. Dort ragt
er noch heute in den Himmel hinauf und steht
als Gotteszeichen über dem Orte. Kb.

Heimatboden

Von Müller-Rüdersdorf

Wie wir unsern Boden uns halten,
Wie wir ihn bauen und verwalten,
Wie wir darauf stehen und schaften —
So wie vor allem uns selbst gestalten
Nun der Heimatboden kann uns nicht recht
segnen.

Wenn wir nicht in ihn den Blustrom unserer
liebendesten Seele senden.

Nichts so feste und wirtsmäßig wie Wesen färkt,
Wie das was durch Blut und Boden wir ererbt.

Heimatboden, den das Leben
Ihr Weisung uns gegeben,
Sagt nicht tote, leere Schöfe! —
Sorgen wir mit bestem Streben
Durch bleibendes Tatvernehmen,
Doch er Gnade reise, lebensküsse!

Heimat: 1841-1884. Albrecht der Six als erster
Meister der Steinbrüche. Der Ort: Rüdersdorf —
Das Bauernhaus in märkischer Sandstein — Mär-
kisches Bauernhaus. Bon. Ob. Brodt. — Wie soll man Familien-
forschung treiben? — Wie Löns für das Auerbege-
richt lämpft. — Die alte Bäuerin — Hoalt äawer!
Bon. Kurt Hinze. — Der Bellinhhener Kirchturm. —
Heimatboden. Von Müller-Rüdersdorf.

Christleitungen: P. Dahms.